

### Wir können halt lieben nur!

Predigt über Markus 12, 28–34<sup>1</sup>

Andrea Strübind

---

*Liebe Gemeinde,*

„Ich kann halt lieben nur – und sonst gar nichts.“ Dieses Lied machte Marlene Dietrich mit dem Film „Der blaue Engel“ 1930 weltberühmt. Könnten wir Christen und Christinnen das doch auch sagen: „Ich kann halt lieben nur, und sonst gar nichts!“ Ein wahrhaft frommer Wunsch. Was tun wir dagegen nicht alles, um uns der Liebe zu entziehen! Vom ausgeprägten Hass bis hin zur subtilen Gleichgültigkeit beherrschen wir perfekt alle Modulationen verweigerter Liebe. In Sachen Lieblosigkeit scheint der Mensch über ein unerhörtes Repertoire zu verfügen. Können wir vielleicht alles, nur keine Liebe?

Die Nachrichten der vergangenen Monate sprechen diese Sprache. Wir erleben eine seit dem Zweiten Weltkrieg ungeahnte Verdichtung von Gewalt. Der bange Blick auf die vielen Krisen- und Brennpunkte hält uns geradezu gefangen. Zusammen mit 40 Teilnehmenden haben wir uns in den letzten zwei Tagen in Ihrem schönen Bachsaal mit dem Thema Krieg und Frieden beschäftigt. Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg bildete den Anlass, um gemeinsam über christliche Positionen zur Friedensethik nachzudenken.

Bleibt uns nach einem Zeitalter der Weltkriege und angesichts der neuen Kriegsgefahr in Europa und im Mittleren Osten nur das bittere Urteil: Wir können alles, nur keine Liebe? Unser heutiger Bibeltext wagt einen Frontalangriff auf das Arsenal unserer vergessenen Fähigkeiten zu lieben. Jesus setzt unseren und allen Lieblosigkeiten ein „Du sollst!“ entgegen. Das ist mutig.

**Predigttext:** Markus 12, 28–34

Mutig ist, wie radikal Jesus die Liebe als göttliches Gebot versteht. Mit ganzen Herzen, mit ganzer Seele, mit aller Kraft sei der Mensch zur Liebe bereit. So spricht kein Realist. Keine Pastorin würde es mehr wagen, ihrer Gemeinde derartige Forderungen zu präsentieren. Denn wir haben doch so gute Gründe, eben nicht mit ganzen Herzen, mit ganzer Seele, mit aller Kraft zu lieben. Wer kann das schon? Und wer darf so etwas von uns verlangen? Nun, Jesus tut es. Er verlangt es. Nicht von allen und nicht von jedem. Aber von Menschen, die ihm folgen wollen, von denen, die ernsthaft

---

<sup>1</sup> Die Predigt wurde am 19. Oktober 2014 im Abschlussgottesdienst des GFTP-Symposiums „Krieg und Frieden. Gedenkkultur und Friedensethik aus freikirchlicher Perspektive“ in der Christuskirche in Aschaffenburg gehalten.

die Frage dieses Schriftgelehrten stellen: „*Meister, was ist das größte Gebot von allen?*“

Solche Fragen stellen nur bestimmte Menschen. Eine solche Frage kommt überhaupt nur jemandem in den Sinn, dem es ernst ist mit seiner Beziehung zu Gott. Vielleicht hätten wir die Frage ganz anders gestellt. Vielleicht hätten wir gesagt: *Meister, was ist das Allermindeste, was ich tun muss, um gerade noch in das Reich Gottes zu kommen?*

Nein, so töricht sind wir nicht, dass wir wie dieser Schriftgelehrte nach dem größten Gebot, nach dem Wichtigsten fragten. Man sieht ja, was er sich da eingehandelt hat. Die Antwort Jesu ist doch unerfüllbar, überzogen und unrealistisch.

Wir kennen vielleicht den berühmten Ausspruch Bismarcks, dass man mit der Bergpredigt keine Politik machen könne. So spricht ein echter Realo. Er orientiert sich am Machbaren. Johannes Rau, der ehemalige Bundespräsident hat auf die Frage, ob man denn mit der Bergpredigt regieren könne, mit der Gegenfrage geantwortet: Kann man denn ohne die Bergpredigt regieren? Wer nicht mehr nach dem größten Gebot fragt, und sei es auch nur, um wenigstens davor noch einmal zu erschrecken, dem kann diese Geschichte nicht weiterhelfen. Wer an Gott zwar glauben, aber ihn nicht lieben möchte, der wird diesen Schriftgelehrten nicht verstehen. Unser Schriftgelehrter fragt, weil sein Leben ohne Gott fraglich ist. Und weil er weiß, dass man sich auf Gott nur ganz oder gar nicht einlassen kann. Er ahnt, dass die vielen Gebote und Regulative des Lebens in der Bibel eine verborgene Mitte haben. Etwas, das diese vielen Vorschriften zusammenhält und ihre geheime Kraft ist. Ihn interessiert das Epizentrum aller Gebote.

Und Jesus sagt es ihm: „*Höre, Israel, der Herr unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften.*“

Das ist die Summe der Bibel. Alles andere ist Auslegung. Jesus zitiert das „Höre Israel“ oder Schma' Jisra'el (שְׁמַע יִשְׂרָאֵל) aus Dtn 6, 4–9. Es wird von Juden und Jüdinnen morgens und abends gebetet – in guten und in schlechten Tagen, jeden Tag. Es steht im Zentrum jedes Gottesdienstes. Es ist das erste Gebet, das Kinder lernen, und das letzte, das Sterbende sprechen – und begleitet so ein jüdisches Leben von Anfang bis zum Ende. Diese Worte sind geradezu das Herzstück jüdischer Frömmigkeit. Israel soll daran erinnert werden, dass es in einem Leben nach Gottes Weisungen nicht um alles Mögliche geht, sondern nur um *eines*, um die vollkommene Zuwendung zu dem einen Herrn und um dessen Liebe zu seinem Volk.

Oft wird gesagt, dieses Gebot der Gottesliebe ist somit das Glaubens- oder Grundbekenntnis des Judentums. Aber es ist nicht in erster Linie ein Bekenntnis – sondern ein *Gebet*. Das Judentum hat das Liebesgebot zu einem Gebet gemacht, weil es weiß, „dass nur das *ständige* Gebet dem Gebot dem nötigen Raum im Herzen schaffen kann“ (Hermann Spieckermann). Jesus hat das „Höre Israel“ ungezählte Male im Gottesdienst gesprochen, im persönlichen Gebet und mehr noch: Er hat es bis ans Ende redend und

handelnd gelebt. Denn er hat die Nähe der kommenden Herrschaft dieses einen und einzigartigen Gottes verkündigt. Deshalb sind wir mit diesen Worten auch im Zentrum unseres Glaubens. Das unbestrittene Glaubensfundament aller Juden und Jüdinnen entspricht der Verkündigung und dem Weg Jesu. Aber als Christen und Christinnen müssen wir beachten, dass wir in Christus hineingenommen wurden in die Geschichte Gottes mit seinem Volk. Er kann nur „unser“ Gott sein, wenn er der Gott Israels bleibt. „Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein.“ Hier wird in einzigartiger Weise festgehalten, dass Gott sich in Liebe an sein Volk bindet. Er sucht keine andere Beziehung: „Der Herr ist *unser* Gott.“

Und dieser Proklamation der Liebe Gottes folgt die Aufforderung zur Gegenliebe. Dem „Er allein“, soll als Antwort das „Nur du allein“ folgen. Spüren wir, dass wir hier in einen Dialog der Liebe hineingenommen werden? Im „Höre Israel“, das Jesus zitiert, wird nicht in erster Linie die Sprache der Vernunft gesprochen, die definiert und alles auf eine Formel bringt, sondern die Sprache der Liebenden: „Ich bin dein und du bist mein.“ Kein abstrakter Monotheismus wird hier deklariert, auch keine Verachtung anderer Götter oder Weltdeutungen. Hier ist von exklusiver Bindung in Liebe die Rede. Einer liebt – und einer soll geliebt werden.

Die Debatte um die grundlegende Gewaltbereitschaft, die in den monotheistischen Religionen verwurzelt sein soll, greift hier zu kurz. Denn sie übersieht gerade diese Theologie der Liebe, die sich als Leitmotiv der Gottesbeziehung durch die gesamte biblische Überlieferung zieht. Gott ist einer und einzig, und jeder soll diesen Gott in und mit allem, was menschliches Leben ausmacht, lieben. Vier Wendungen unterstreichen die ungeteilte Hingabe: „Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft“. Die Liebe zu Gott ist nicht nur ein Gefühl, sondern sie umfasst den ganzen Menschen.

Liebe mit dem ganzen Herzen – im biblischen Sprachgebrauch ist das die Personenmitte, zugleich auch der Ort von Verstand und Vernunft. Mit ganzer Seele, wörtlich der „Kehle“, durch die der Atem geht, also mit jedem Atemzug des Lebens. In der rabbinischen Auslegung wird dies dadurch erklärt, Gott auch dann zu lieben, selbst wenn er uns das Leben (die „Seele“) nimmt.

„*Du sollst Gott lieben mit deinem ganzen Gemüt*“, sagt Jesus. Zumindest in der Sprache der Lutherübersetzung. Wörtlich steht dort, dass wir Gott mit unserem ganzen Denken lieben sollen. Das Denken ist für Jesus kein Feind des Glaubens, sondern ist dringend notwendig. Glaube ist kein Vorwand für Gedankenlosigkeit und Denkfaulheit. Gottes Wort ist, im Gegenteil, Gedankenstütze und eine Anleitung zum Denken. Das Reich Gottes braucht auch Schriftgelehrsamkeit. Gott will gedacht werden. Theologie treiben heißt, Gott mit dem Verstand zu lieben. Und gerade dieser Aufgabe widmet sich die Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik seit fast 20 Jahren, deren Jahrestagung heute zu Ende geht. Gerade in unserem Denken können wir Gott ehren. Wer Gott auch mit seinem Verstand

liebt, wird vielfach entschädigt. Der wird mit Lebensweisheit und Erkenntnis belohnt, die unserem Glauben Tiefe und Reife gibt.

Und Gott „mit all deiner Kraft, deinem Vermögen“ zu lieben, umfasst auch die materiellen Güter, unsere individuellen Talente und alle unsere Fähigkeiten. Diese ganzheitliche Liebe ist keine rein innere Haltung, sondern sie ist ausdrucksfähig und drängt auf Verwirklichung. Jesus weist uns mit dieser radikalen Forderung, Gott zu lieben, der Liebe zugleich einen Ort zu. *Liebe deinen Nächsten wie dich selbst*, sagt Jesus. Und damit wirst du gerade deiner Liebe zu Gott Raum geben. Das ist der Schlüssel zur Gottesliebe. Gott will in unserem Nächsten geliebt sein.

Wir haben uns im Verlauf unserer Tagung mit dem großen und aktuellem Thema: Krieg und Frieden beschäftigt. Die Debatte um einen gerechten Krieg angesichts der christlichen Friedensbotschaft durchzieht die gesamte Kirchengeschichte. Ausgerüstet mit dem Segen der Kirche zogen Soldaten in zahllose Kriege. Religionskriege prägten im christlichen Abendland eine ganze Epoche. Aber immer wieder ließen sich auch christliche Bewegungen von den Prinzipien der Bergpredigt inspirieren und lebten konsequent gewaltlos.

Die Bilder der kirchlichen Friedensbewegung bis hin zur Friedlichen Revolution von 1989 stehen uns gerade im Jubiläumsjahr der politischen Wende deutlich vor Augen. Offensichtlich hat das Christentum Kriegs- und Friedenspotential gleichermaßen. Die Legitimation von Gewalt und die völlige Ablehnung von Gewalt – beides scheint offensichtlich mit dem christlichen Glauben vereinbar. Oft steht die Gewaltgeschichte des Christentums im Mittelpunkt von Diskussionen. Das christliche Friedenspotential wird über den Gewaltorgien der Kreuzzügen oder der Kolonisierung dagegen übersehen. Aber es gibt ein christliches Friedenszeugnis zu allen Zeiten. Es wirkt als leiser *cantus firmus* in der Geschichte.

1517 schrieb Erasmus von Rotterdam, der große Humanist, eine Klage des Friedens, angewidert von den ständigen Kriegen der christlichen Machthaber seiner Zeit. Er ruft in dieser leidenschaftlichen Antikriegsschrift die kirchlichen Verantwortlichen zum friedlichen Protest auf: „Alle müssten sich gegen den Krieg verschwören, alle ihn verlästern. Den Frieden mögen sie im öffentlichen Leben und im privaten Kreis predigen, preisen und einhämmern. Wenn sie dann nicht verhindern können, dass der Konflikt mit Waffengewalt ausgetragen wird, sollen sie es wenigstens nicht billigen und nicht daran teilnehmen, damit nicht einer so verbrecherischen oder gewiss so zweifelhaften Sache durch ihre Autorität Ehre erwiesen werde.“<sup>2</sup>

Gewaltlosigkeit ist auch eng mit dem Namen Martin Luther King und der Bürgerrechtsbewegung gegen die Rassentrennung in den USA verbunden. Den praktizierten gewaltlosen Widerstand verstand King nicht als Passivität, sondern als eine mentale, emotionale und geistliche Aktion. Sie

<sup>2</sup> *Erasmus von Rotterdam*, Die Klage des Friedens (übertragen und herausgegeben von Kurt Steinmann), Frankfurt a. M. / Leipzig 2001, 66 f.

sucht den Gegner von seinem Unrecht zu überzeugen, verzichtet aber auf die Anwendung physischer Gewalt. Die gewaltlose Protestbewegung wollte nicht allein Rassismus, Armut und Krieg überwinden, sondern eine inklusive Gemeinschaft aller Menschen errichten, ein Reich des Friedens und der Versöhnung, unabhängig von der ethnischen, kulturellen und religiösen Herkunft. Gesetzlich lässt sich eine solche ‚Beloved Community‘ nicht schaffen. Sie bedarf einer spirituellen Bewegung der gegenseitigen Akzeptanz und Liebe, die von den christlichen Kirchen angeführt werden sollte. Mit seinem Doppelgebot der Liebe hat Jesus das Friedenspotential des Judentums und des Christentums eindeutig benannt und festgeschrieben.

„Wer den Frieden will, muss den Frieden vorbereiten.“ 2007 formulierte die Friedensdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland diese Leitidee des „gerechten Friedens“. Sie beschwört Gewaltprävention und zivile Konfliktbewältigung vor jeder militärischen Intervention. Angesichts der asymmetrischen Kriegsführung von Terrormilizen, Söldnern und Separatisten rücken viele politisch und kirchlich Verantwortliche von diesen Positionen ab. Vehement stellt sich die Frage nach der Berechtigung des Krieges und des militärischen Eingreifens, um die Schutzverantwortung für bedrohte Menschen zu übernehmen. Der ehemalige Ratsvorsitzende der EKD, Wolfgang Huber sagte kürzlich in einem Interview (Ende August 2014): Für mich schließt das Gebot „Du sollst nicht töten“ auch das Gebot ein: „Du sollst nicht töten lassen.“ Das neue Konzept würde die Weltgemeinschaft ermächtigen, schnell gegen den Terror vorzugehen. Frieden zu machen, kann so für ihn im Ausnahmefall auch das Töten von anderen Menschen einschließen. So oder ähnlich werden gegenwärtig gerade auch von kirchlichen Verantwortlichen militärische Interventionen gerechtfertigt. Es ist heute daher wieder schwer geworden, eine klare friedensethische oder pazifistische Position zu vertreten.

Theologen und Theologinnen der Mennoniten, einer historischen Friedenskirche, schärfen in ihrer aktuellen Erklärung „Mit Gewalt gegen Gewalt?“ dennoch ein,<sup>3</sup> sich der Logik von Gewalt und Gegengewalt zu entziehen. Sie sind angesichts der instabilen Lage im Mittleren Osten, die durch Gewalt hervorgerufen wurde, davon überzeugt, dass noch mehr militärische Gewalt nicht zum Besseren führt. Sie weisen auf Friedensinitiativen in den betroffenen Konfliktregionen hin, die ihren Einsatz oft beharrlich und unbeachtet von den Medien tun. Und plädieren für den Einsatz von internationaler Polizeieinheiten, etwa zur Sicherung von Flüchtlingen. Eindrücklich fordern sie auch in dieser extremen Situation eine „nicht-tötende“ Gewaltanwendung.

Das ist mutig! Mutig ist auch, wie radikal Jesus die *Liebe* als Summe aller Gebote herausstellt. Er führt das Gebot der ganzheitlichen Gottesliebe mit der Nächstenliebe unauflöslich zusammen. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Lev 19,18). Er selbst hat diese Liebe gelehrt und

<sup>3</sup> Vgl. <http://www.bienenberg-blog.ch/index.php/2014/stellungnahme-mit-gewalt-gegen-gewalt/>

gelebt. Selbst im Tod am Kreuz betete er für seine Feinde. Die Friedensstifter hat er selig gesprochen, den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt in Worten und Werken durchbrochen, immer wieder. An Jesus ist die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe abzulesen. Sie ist in ihm Mensch geworden. Wer ihm nachfolgt, kommt an dieser geheimnisvollen Mitte menschlicher Existenz vor Gott nicht vorbei.

Und zu diesem Leben der Liebe steht Gott. Die mennonitische Erklärung endet daher mit dem Satz: „Es ist aber die Auferstehungsbotschaft, die in uns den Glauben weckt, dass Feindschaft und Tod nicht das letzte Wort haben, sondern Gottes zurechtbringende Liebe. So beten wir, dass unsere Angst jener Liebe weicht, die auch dem Feind gilt.“

Und, was ist jetzt mit uns? Der Schriftgelehrte gibt Jesus Recht. „*Meister, du hast wahrhaftig recht geredet.*“ Er wiederholt mit seinen eigenen Worten, was Jesus ihm gesagt hat. In seiner Antwort drückt sich das aus, was er verstanden hat: „*Gott lieben und den Nächsten lieben, das ist mehr als alle anderen Opfer!*“, sagt er.

Er hat im allgemein gehaltenen Gebot Jesu zugleich seine persönliche Antwort gefunden. Liebe ist mehr als ein Opfer. Auch wir sollen die ganzheitliche Liebe zu Gott in unserem persönlichen Lebenstext übersetzen. Die Liebe mit ganzem Herzen, ganzer Seele, dem ganzen Denken und all unserer Kraft wird sich sehr verschieden äußern. Jesus verlangt dabei von uns nichts, was wir nicht hätten. Das größte Gebot ist für jeden von uns erfüllbar, denn es orientiert sich immer an unseren Gaben und Fähigkeiten. Darum spricht Jesus von *unserem* ganzen Herzen, *unserer* ganzen Seele, *unserem* ganzen Denken und *unserem* Vermögen. Jesus ruft keine vordefinierten Leistungen ab, sondern beschlagnahmt uns so wie wir sind für Gott.

Darum ist der Schriftgelehrte auch namenlos. Er hat keinen Namen, weil wir *unseren* Namen dort eintragen sollen. Das können wir aber nur, wenn wir es dem Schriftgelehrten gleichtun. Wer nicht von der Frage des Schriftgelehrten bewegt wird, dem wird Jesus fremd und unverständlich bleiben.

Wer keinen Weg zur tätigen Liebe findet, steht in Gefahr, an Gott vorbei zu leben. An Gott lässt sich nicht abstrakt glauben. Er will unsere Liebe. Nicht eine Ersatzleistung, sondern unser Herz. Kein geteiltes Herz, sondern ein ganzes Herz und eine ganze Hingabe. Wer sich darauf einlässt, der ist wahrhaftig nicht fern, sondern mitten drin im Reich Gottes.

*Amen!*